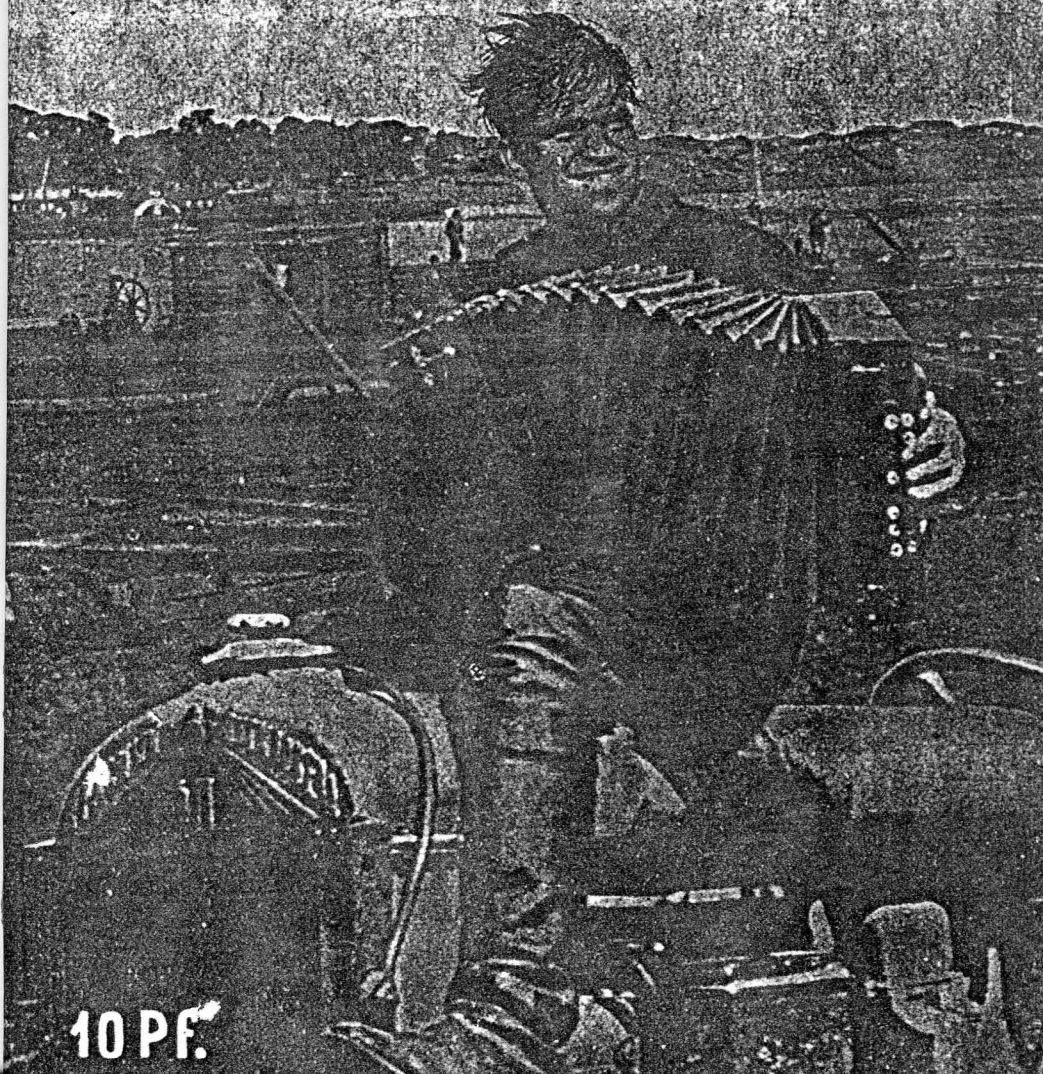


# Bojens Ginbromfs

wandert zurück nach Tibirin



10 PF.

# Bauer Giesbrecht wandert zurück nach Sibirien

Erlebnisse eines mennonitischen  
Rußlandflüchtlings



## Inhalt

**Vorwort:** Hebe gegen die Sowjetunion um jeden  
Preis!

1. Unser Dorf.
2. Von Steuern, Krediten, der Getreide-  
beschaffung, Zufriedenen und Unzufriedenen.
3. Der Ausbruch nach Moskau.
4. Fahrt nach Deutschland.
5. Im Lager Hammerstein.
6. Auf Urlaub beim Bauern in Ostpreußen.
7. Hammersteiner Arbeiter helfen mir.
8. Zurück nach der Sowjetunion!



---

Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin C 25

[ca. 1931]

# Vorwort

## Heße gegen die Sowjetunion um jeden Preis

Von den Monaten August-September 1930 beginnt eine neue, wohl organisierte Heße gegen die Sowjetunion. Durch Schleuderausfuhr von Getreide, Holz, Flachs usw. zerstörten die Sowjets die Preise auf dem Weltmarkt und schädigten die gesamte Weltwirtschaft. In Amerika begann es. Holzschiffe, die aus der Sowjetunion dort ankamen, durften zunächst nicht entladen werden. Dann kam die Heße wegen des Angebots von Weizen am amerikanischen Getreidemarkt. Wieder etwas später verschleuderte Rußland angeblich seinen Flachs. Frankreich schuf Sondergesetze, nach denen die Einfuhr russischer Waren einer besonderen Erlaubnis bedurfte. Die Randstaaten der Sowjetunion und die Balkanländer, voran Polen und Rumänien, hielten Konferenz über Konferenz gegen die russische Getreideausfuhr ab. Im Handelsteil der deutschen Zeitungen und in den Regierungsstuben in der Wilhelmstraße entrüsteten sich die Großhändler und die Interessenten jeder Schattierung sowie ihre Minister darüber, daß die Sowjetunion wieder in großem Umfange als Lieferant auf dem Weltmarkt erscheint. Diese Tatsache benützen die Herrschenden gleichzeitig, um die Unzufriedenheit der unter der Agrarkrise am schwersten leidenden werklätigen Bauern von der Unfähigkeit und der nur im Interesse der Großagrarier geführten Landwirtschaftspolitik der Regierungen abzulenken und die Bauern durch einen neuen Traid gegen die Sowjetunion aufzuheken. Dies ist der tiefere politische Sinn der Antidumping\*-Bewegung.

Was ist die wahre Ursache dieser Erscheinung, die denen ganz unerwartet kommt, die an die ständigen Nachrichten des Zerfalls der russischen Wirtschaft glaubten? Die Antwort ist: Der sozialistische Aufbau marschiert, der Fünfjahresplan zeitigt seine ersten der Weltwirtschaft verspürbaren Erfolge!

Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der christlich-nationale Abgeordnete Schlange, hat die kommenden Ereignisse laut amtlichem Stenogramm der 183. Sitzung des Reichstages vom 25. Juni 1930 wie folgt „vorausgelagt“:

„Weiter wird viel zu wenig bei uns in Deutschland beachtet, was uns von russischer Seite droht.

\*) Antidumping bedeutet den Kampf gegen die Ausfuhr zu niedrigeren Preisen, als sie im Inland gezahlt werden.

Wir werden infolge der ungeheuren technischen Anstrengungen, die die Russen machen, eines Tages erleben, daß auch dort eine Produktionssteigerung eintritt, vielleicht in einem Ausmaß, über das wir uns heute noch manchen Illusionen hingeben."

In dieser Stelle verzeichnet das amtliche Protokoll kurz: „Zustimmung!“

Die sozialistische Planwirtschaft ist dem Wirtschaftsdurcheinander der kapitalistischen Interessentenhäufen turmhoch überlegen! Daher die neue von der ganzen Welt geführte Hege gegen den siegreichen Bolschewismus des sozialistischen Aufbaues.

Im November-Dezember 1930 ist es gerade ein Jahr her, daß eine ähnliche, von allen bürgerlichen und sozialdemokratischen Zeitungen aufgenommene Hegekampagne organisiert wurde unter der zentralen Losung: „Brüder in Not!“ Da sie seinerzeit mit einer außerordentlichen Gründlichkeit geführt wurde, ist sie aus den Köpfen von Hunderttausenden der deutschen Landbevölkerung heute noch nicht verschwunden. Worum hat es sich seinerzeit gehandelt? Ein paar tausend Familien deutscher Abstammung waren durch die systematische Propagandaarbeit der Großbauern und Prediger von ihren Dörfern in der Sowjetunion aufgebrochen, um in der kapitalistischen Welt ihr Heil zu suchen. Die Mehrzahl der Auswanderer waren Großbauern, die sich den Befehlen der Sowjetmacht widersetzen und dafür nach den Befehlen bestraft wurden. Die Wahlen in den Monaten November-Dezember 1929 ließen es den Parteien geraten erscheinen, sich dieser auswanderungslustigen Großbauern und Feinde sozialistischen Aufbaus anzunehmen. Die sozialdemokratisch geführte Müller-Regierung bewilligte unter Zustimmung aller Parteien — mit Ausnahme der Kommunisten — viele Millionen für die „deutschen Stammesbrüder“, um sie aus der „Barbarei der Sowjets“ zu befreien. Für das Massenelend in Deutschland dagegen hatten sie nur Abbau der sozialen Einrichtungen, Wucherzölle und Wuchersteuern bereit. Auch die Warnungen des deutschen Botschafters, daß es sich bei der Auswanderung in der Hauptsache um eine Bewegung der begüterten Minorität handelte, wurden in den Wind geschlagen. Die Gelegenheit zu einer großangelegten Antisowjethege war zu günstig, ein paar tausend Familien als lebendige Zeugen gegen die Sowjetunion schien zu verlockend.

Aber sehr bald nach Eintreffen der Transporte wurde es sehr still im Lande. Die Zeitungsschreiber hatten unvorsichtigerweise von den wohlgenährten und gutgekleideten Großbauern und Großbauernsöhnen gesprochen, die mit diesen Transporten angekommen waren. Die Empörung in der Bevölkerung, daß man trotz der großen Not im Inlande Millionen für diese russisch-deutschen Bauern, denen es wirklich nicht schlecht gegangen war, zur Verfügung stellte, war zu groß. Im Januar und Februar 1930, als eine Scharlachepidemie zahlreiche Todesopfer unter den Kindern forderte, drang noch einmal Nachricht in die Öffentlichkeit über die in den Lagern von Hammerstein und Mölln von der Außenwelt fest abgeschlossenen Auswanderer. Dann hörte man nur noch, daß der größte Teil nach Brasilien und einige auch nach

Kanada abtransportiert worden sind. Ein halbes Tausend aber verblieb in den Lagern in Deutschland und soll jetzt in Mecklenburg angesiedelt werden, während Zehntausende von nachgeborenen Bauernsöhnen, Kleinbauern und Arbeitern Deutschland verlassen müssen, weil weder Boden noch Arbeit für sie beschafft werden kann.

Einem der Bauern gelang es, die feste Absperrung von der Außenwelt zu durchbrechen. Er hat sich mit offenen Augen in dem vielgepriesenen schönen Deutschland umgesehen, war Gast bei einem Glaubensgenossen auf dessen Bauernwirtschaft in Ostpreußen und kam in Verbindung mit deutschen Arbeitern. Da hat er alsbald erkannt, wie belogen und betrogen sie wurden, als ihnen die Großbauern und Prediger in ihren sibirischen Dörfern die Welt außerhalb der Sowjetunion in den rosigsten Farben geschildert hatten. Dazu kamen die Briefe derjenigen, die bereits nach dem gelobten Amerika weitertransportiert worden waren. Hier sind ein paar Stellen aus solchen Briefen:

„Unter uns, Onkel, Sie wissen nicht, wie schlecht es mir hier geht. Ich habe schon Hermann aufgesucht, es geht ihm auch nicht gut. Bis jetzt hat er nichts verdient. Unser Onkel wohnt ja hier im Wald, und das ist kein Leben, das ist sehr einsam, keine Wege zum Fahren, nur zum Gehen, und Gehen auch sehr schwer. Es ist sehr viel nah, das ist ja ein Urwald, wenn Ihr schaut, könnt Ihr kein Ende sehen. Sind auch viel Mücken da, die einen beinahe auffressen. Sie müssen sich immer einschmieren, wenn sie arbeiten gehen. Und drinnen ausräuchern, daß man schlafen kann. Schaffen, das ist so 2 Monate, dann hören sie auf, dann friert es wieder. Solche Gegend hab ich noch nie gesehen. Hier kann man keine Kuh halten, ist keine Weide und kein Garten. Alles verfriert. Das Leben ist sehr teuer.“ (Brief aus Kanada, Reesor Ont., vom 28. 8. 1930.)

„Ach, es ist hier schwer, anzukommen, und zwar so schwer, daß es nur der versteht, der es gesehen hat. Solltest Du das große Glück haben, zurückzukommen, oh, dann freue ich mich mit Dir.“ (Brief aus Brasilien, Estado Santa Catharina, vom 27. Juli.)

Der Bauer, der solcherlei Erfahrungen in Deutschland gesammelt und solcherlei Briefe aus Amerika gelesen hatte, beschloß zurückzukehren, um sich mit aller seiner Kraft für den sozialistischen Aufbau einzusetzen. Er folgte dabei dem Beispiel von Tausenden schwedischstämmigen Bauern, die 1928 ihr Heimatdorf in Südrussland unter Führung ihres Pastors verlassen hatten, in der Hoffnung, in „der alten Heimat“ als freie Bauern angesiedelt zu werden. In Schweden vergaß man aber alle Versprechungen und verteilte die ausgewanderten „Brüder“ als Landarbeiter auf die Gutshöfe im ganzen Land. Zahlreiche der geprellten Bauern baten alsbald um die Erlaubnis zur Rückkehr in die Sowjetunion und erhielten sie auch.

Er berichtet in den nachfolgenden Zeilen in einfachen, schlichten Worten von dem Leben auf seinem Dorf, von seiner Ausreise aus der Sowjetunion und von seinen Erfahrungen in Deutschland. Allen Verleumdungen, die aus Anlaß der Heße „Brüder in Not“ über die Sowjetunion verbreitet wurden, und die heute noch in den Köpfen

von vielen tausend deutschen Bauern spuken, entzieht dieser Bericht den Boden. Aber darüber hinaus gibt er ein anschauliches Bild über das Wirken der Sowjetmacht auf dem Dorfe. Der Bericht über das Verhalten des Professors Wuhagen bestätigt aufs neue, in welcher verantwortungslosen Weise sich dieser amtliche Vertreter der deutschen Regierung in die inneren Angelegenheiten des Sowjetstaates eingemischt hat und straft alle diejenigen Lügen, die behauptet haben, die Sowjetregierung habe seine Zurückberufung von der deutschen Regierung nur deswegen verlangt, weil er einige Artikel über die Auswanderung und ihre Hintergründe in Deutschland veröffentlicht habe.

Allen werktätigen Bauern und Landarbeitern, wie überhaupt der gesamten werktätigen Bevölkerung zeigt der Bericht des Bauern Giesbrecht, wie die Sowjetmacht, immer ihrer Lösung getreu, alles daran setzt, die Interessen der Werktätigen zu vertreten. Giesbrecht ist zurückgekehrt in sein Heimatdorf. Ein knappes Jahr nur war er fort, und doch hat sich Gewaltiges geändert. In seinem Bericht erzählt er, daß sie noch keine Kollektivwirtschaft hatten, als er auswanderte. Inzwischen ist das bedeutungsvolle Jahr 1929/30 über die Sowjetunion hinweggegangen. Millionen Bauernwirtschaften haben den Schritt zur kollektiven Wirtschaftsform gewagt. Das erste Jahr der Massenkollektivisierung hat neue Hunderttausende von Einzelbauern von der Richtigkeit des sozialistischen Weges überzeugt, sie treten ein in den Kollektivwirtschaften. Giesbrechts Frau und Kinder sind im landwirtschaftlichen Artel „Margies“\*). Sie schreiben: „Nicht viel Neues von hier ist zu sagen, doch haben wir in diesem Jahr das Getreide mit der Combine\*\*) abgemäht.“

Nicht viel Neues: 5 Eisenbahnreisen von Moskau, 50 Kilometer von der Bahn, im fernen Sibirien, ist die modernste landwirtschaftliche Maschine, der Mähdrescher, in den Händen der Bauern! Es ist ein neues Dorf, das Giesbrecht bei seiner Rückkehr vorgefunden hat.

Unser Ziel mußes sein, die Verleumdungen über die Arbeiter- und Bauernmacht auf das energischste zurückzuweisen und durch die Herstellung eines engen Kampfbündnisses zwischen Arbeitern und Bauern dafür zu sorgen, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem wir rufen können:

**Es lebe ein freies sozialistisches Sowjetdeutschland im Bunde mit den Völkern der Sowjetunion!**

Ernst Fuß.

---

\*) „Margies“ ist benannt nach dem deutschen politischen Gefangenen Rudolf Marges.

\*\*\*) Combine = russisches Wort für Mähdrescher, der in einem Zug mäht, das Getreide ausdrückt und sortiert.

## Unser Dorf

Unser Dorf besteht aus 47 Wirtschaften, heißt Alexandrowka und befindet sich in Sibirien im Slawgoroder Bezirk. Es ist 1909 angelegt worden. Jetzt ist dort ein deutscher Rayon. Wir gehören mit zum Ebenfelder Dorfrat, zu dem auch noch das Dorf Hochstedt gehört. Von der Bahn liegt unser Dorf 50 Kilometer entfernt. Bis zum Rayonvollzugstomitee sind 15 Kilometer, bis zur nächsten Stadt (Slawgorod) sind es auch 50 Kilometer. Dies sind jedoch bei uns keine weiten Strecken, denn die Wege sind gut und eben. Wenn man mit den Pferden normal fährt, kann man die Strecke in 5—6 Stunden zurücklegen. Esser (Einwohner) waren in unserem Dorf bei meiner Zeit 385. Das Land ist nach der Seelenzahl (Einwohnerzahl) aufgeteilt. Auf jede Person treffen 6 Hektar. Vor der Revolution war das Land nach dem Gehöft aufgeteilt, was für die Armeren zum Nachteil war, denn gewöhnlich hat der ärmere Bauer eine größere Familie als die Reichen. Gesät wird bei uns nur Weizen, Hafer und Gerste; Kartoffeln bauen wir nur ein wenig für den Hausbedarf. Die Aussaat wird nur im Frühjahr gemacht und beginnt gewöhnlich zwischen dem 1. und 5. Mai. Die Ernte beginnt Ende August. Wenn es regnerisch im Sommer war, auch oft erst Mitte September. Unser Dorf ist rein mennonitisch. Man hält sich nämlich streng voneinander getrennt\*, doch ist trotzdem unser Dorf nicht so sehr religiös, ausnahmsweise etlicher. In unserem Dorf sind nur wenige arme Bauern, die meisten sind Mittelbauern und einige Großbauern.

## Von Steuern, Krediten, der Getreidebeschaffung, Zufriedenen und Unzufriedenen

Für uns Bauern gab es zuerst nur die Landwirtschaftssteuer, sie ist nach den Einkünften aus der Wirtschaft eingeteilt. Der größere Bauer hat mehr zu bezahlen wie der kleine. Das kommt daher, weil bei den höheren Einkommen größere Abgaben zu machen sind. Dann kommt es auch noch davon, daß das Vieh besteuert wird. Die Steuer wird aufgelegt auf das Einkommen nach Abzug der Unkosten, also nicht auf das Roheinkommen, sondern auf das reine Einkommen. Dies wird jährlich nach dem ungefähren Stand der Ernte im Dorfe nach den Richtlinien des Rayons festgesetzt.

Es galt im letzten Jahr folgende Abgabe:

Bis 50 Rubel Reineinkommen	Steuer	3 Kopelen pro Rubel,
von 50 bis 100 Rubel Reineinkommen	Steuer	5 Kopelen pro Rubel,
von 100 bis 150 Rubel Reineinkommen	Steuer	7 Kopelen pro Rubel,
von 150 bis 200 Rubel Reineinkommen	Steuer	10 Kopelen pro Rubel,
von 200 bis 300 Rubel Reineinkommen	Steuer	15 Kopelen pro Rubel,
von 300 bis 500 Rubel Reineinkommen	Steuer	20 Kopelen pro Rubel,
über 500 Rubel Reineinkommen	Steuer	25 Kopelen pro Rubel.

\* Konfessionelle Siedlungen.

Es wird noch berücksichtigt die Zahl der Esser (Familienmitglieder), gleichgültig, ob es Kinder oder Erwachsene sind.

Ich will an meinem Beispiel sagen, wie sich die Steuer auswirkt. Ich hatte auf 10 Hektar Land 500 Pud (ca. 167 Zentner) Weizen geerntet, dann noch 3 Hektar Hafer bestellt und etwas Gerste und Kartoffeln. Ich hatte 2 Pferde und 2 Kühe, alles in allem bezahlte ich 59 Rubel (= 129 Mark) Landwirtschaftsteuer, dazu 25 Prozent Selbstbesteuerung (Kommunalabgabe), für Viehversicherung und Brandversicherung bezahlte ich 7 Rubel 50 Kopeken (= 16,50 Mark). Für ein Pud (= 33 Pfund) Weizen bekamen wir 1 Rubel 30 Kopeken (2,86 Mark).\* Von meiner Weizenernte habe ich verkauft ungefähr 380 Pud und dafür bekommen ungefähr 490 Rubel (= 1078 Mark). Dabei habe ich genug Weizen für meinen Haushalt zurückbehalten, etwa 120 Pud (= 40 Zentner). Die Steuer war für mich also nicht schwer zu bezahlen.

Anders war es schon bei den reichen Bauern, weil sie durch das Anwachsen der Steuer härter betroffen wurden.

Wenn z. B. einer 30 Hektar Aussaats hatte, machte es allein schon 1140 Rubel Reineinnahme von der Aussaatfläche aus (38 Rubel Reineinkommen wurden von 1 Hektar gerechnet). Dann kommt noch das Vieh hinzu und die Nebeneinkünfte. Hat er zum Beispiel eine Dreschmaschine verliehen und einen Getreidemäher gegen Bezahlung, so wird das auch noch zur Einkommensteuer herangezogen. So ist es mitunter vorgekommen, daß ein Großbauer 600 Rubel Steuer bezahlt hat. Man sieht also, daß der Klein- und Mittelbauer nicht so große Abgaben zu zahlen braucht, aber der Großbauer schon härter betroffen wird. Daß denen das nicht gefällt, ist ja zu verstehen.

Eine andere Steuer gab es bis 1927 nicht. Weil aber in vielen Dörfern schlechte Schulen waren und in manchen Dörfern sogar keine, auch wenig Krankenhäuser da waren (auf unsere Ansiedlung mit 56 Dörfern gab es aus der Jarenzeit nur ein Krankenhaus), beschloß die Regierung 1927, die Selbstbesteuerung (Gemeindeumlage) durchzuführen. An Selbstbesteuerung wurden 25 Prozent von der Landwirtschaftsteuer erhoben, aber von den Kleineren wurde weniger genommen und bei den Großbauern 50 Prozent. Das hat bei den Kulaken eine Empörung hervorgerufen. Und viele andere Bauern wurden auch darüber ärgerlich, denn der Kulak hatte eine Menge Verwandte, die sich ebenfalls daran stießen, auch wenn sie selbst weniger bezahlen mußten.

Die Getreidebeschaffung brachte auch manch einem Bauern das Blut in Wallung. Unsere Regierung braucht für die großen Städte, für die Armee und auch zur Ausfuhr, um Maschinen bei den Ausländern kaufen zu können, möglichst viel Getreide. Es wurde nun eine Norm festgesetzt, wieviel man von seiner Ernte an den Staat abliefern mußte. Erntet ein Bauer z. B. etwa 1000 Pud Weizen, hat 9 Esser in der Familie, 7 Arbeitspferde und 5 Kühe, so konnte er für seine Wirtschaft behalten 20 Pud auf den Esser im Jahre = 180 Pud, 8 Pud für jedes Pferd und jede Kuh = 96 Pud, zusammen also 276 Pud. Aber das ist nur so oberflächlich ausgerechnet. Denn wenn der Bauer so viel gesät hat, daß er 1000 Pud erntet, dann kann er 724 Pud abliefern und es bleibt ihm noch immer mehr übrig, als 276 Pud, denn es wurde nie der beste Ernteertrag der Norm untergelegt, vielmehr ein

\* Entspricht dem damaligen Weltmarktpreis.



Durchschnitt. Aber je mehr Pferde man hat, desto besser kann man adern und desto mehr erntet man. Bei uns düngt man den Acker nicht; alles kommt bei uns auf das Pflügen an. Der Großbauer mit vielen Pferden und guten Maschinen kann aus einem Hektar Land in unserem Kreis im 1928sten Jahre etwa 80 Pud auf den Hektar geerntet haben, während ich nur 50 Pud erntete und manche noch weniger.

Es muß jedoch verstanden werden, daß das Getreide an die Regierung nicht umsonst abgeliefert werden mußte. Für jedes Pud belamen wir 1 Rubel 20 bis 1 Rubel 30 je nach der Güte bezahlt. Daß viele Bauern und besonders die Stimmlosen ihre Norm nicht ausfüllen, was dann nachher manche Vergernisse gab, kam daher, daß die Spekulanten (Schleichhändler) teurer für den Weizen zahlten als die Regierung. Und weil der Großbauer ziemlich viel Geld an den Staat zu bezahlen hatte, verkaufte er Getreide an den Händler.

Weil aber die Regierung von Anfang an immer sagte: „Verkaufst euer Getreide nicht an den Händler, sondern an den Staat!“ und viele doch nicht gefolgt hatten, wurde ihnen zunächst das Stimmrecht entzogen. Auch die Prediger und Pastoren hatten kein Stimmrecht, was auch vielen Bauern nicht richtig erschien. Als nun im Frühjahr 1929 die Regierung die Getreidebeschaffung wieder einsetzte, da im Herbst 1928 etliche ihre Norm nicht erfüllt hatten, kam es wieder zu Vergernissen. Denn den Stimmlosen, die ihre Norm nicht ausfüllen wollten, wurde in einer öffentlichen Sitzung auf Vorschlag eines Mitgliedes des Raionvollzugskomitees auf Beschluß des Dorssowjets eine Strafe zuerkannt. Für jedes Pud, das an der Norm fehlte, also an den Händler verkauft war oder manchmal auch nur verheimlicht wurde, bekam er eine Strafe von 2 bis 5 Rubel, je nach seiner Lage. Für mich und auch für andere Mitglieder im Sowjet war es manches Mal nicht so leicht, zu entscheiden. Die Strafe fanden wir schon richtig, denn wir hatten ja auch als Klein- und Mittelbauern unsere Norm pünktlich erfüllt und wußten, daß nicht zu viel verlangt wurde. Aber unter den Stimmlosen waren oft Verwandte von uns. Diese waren zwar nicht zugelassen zu der öffentlichen Sowjetsitzung, aber unter den Zuhörern saßen oft ihre Freunde, die ihnen zutrugen, wie die einzelnen Sowjetmitglieder gesprochen hatten. Also kam z. B. schon ein paar Stunden nach der Sitzung mein Onkel und beschimpfte mich, weil ich seiner Bestrafung zugestimmt hatte.

Wenn ein Kulak ungefähr 100 Pud Weizen an den Händler verkauft hatte, wurden ihm 3—500 Rubel Geldstrafe aufgelegt. Wenn er das Geld dann nicht einzahlte, wurde ihm sein Vermögen aufgeschrieben und verkauft. Vielleicht sagt mancher, daß die Strafe zu hoch gewesen ist. Aber das ist nicht der Fall, denn der Händler hat es tatsächlich mit 3—5 Rubel bezahlt. Der Händler hat es nachher schon wieder an Nepleute und an die gut bezahlenden Spezialisten und insbesondere auch an die Ausländer verkauft. Und der Staat hat nichts bekommen. Also war die Strafe schon gerecht, wenn sie auch manche Familie hart betraf.

Kollektivwirtschaften wurden in dieser Zeit — also Frühjahr und Sommer 1929 — trotz der Gegenagitation von Seiten der Stimmlosen etliche gegründet. Denen stand es frei, bei den Versteigerungen die Kulakenwirtschaften zu kaufen. In unserem Dorfe bestand noch keine Kollektivwirtschaft, aber eine Bodenbearbeitungsgenossenschaft. Es wurden gewisse Flächen gemeinsam besät und

gemeinsam geerntet. Der Ertrag wurde verkauft und das Geld zum Schuldenzahlen verwendet. Denn die Bauern, die keine Mähmaschine hatten, bekamen solche vom Staate und konnten in fünf Jahresraten sie bezahlen. Die Kooperative (Konsumverein) wurde bei uns 1925 gegründet und hat bis zur Zeit, da ich Rußland verließ, gut funktioniert. Manchmal war allerdings ungenügend Ware vorhanden. So hat es manchmal an Tuchwaren gefehlt oder auch an Zucker. Vergerlich waren wiederum die Kulaken, denn diese bekamen die Waren nicht, wenn sie nicht den vollen Mitgliedsbeitrag bezahlt hatten. Viele durften überhaupt nichts kaufen. Was die Preise der Waren anbelangt, waren sie nicht allzu teuer. Hemdenstoff kostete 45 bis 50 Kopeken das Meter, Tuchwaren von 3,50 bis 6 Rubel das Meter.

Sämtliches Saatgut wurde im Herbst, wenn es ausgedroschen war, in einen Raum geschüttet und dann von der Regierung auch aufgelauft. Im Frühjahr bekam es dann wieder ein jeder, soviel er bedurfte, auf Kredit bis zur Ernte, aber ohne Zins. Barkredite gab es auch noch neben den Maschinen- und Saatgulkrediten. So bekam unser Dorf eine Geldsumme von 9000 Rubel auf langjährigen Kredit, welche zur Melioration verwandt wurde, indem wir ein Kotlewan (Tränke fürs Vieh) bauten. Im ersten Jahre blieb jedoch kein Wasser darinnen, es trocknete schon im Juni monath aus. Doch sagten die Ingenieure, daß es in den künftigen Jahren nicht mehr austrocknen werde.

So also war es in unserem Dorfe mit Steuern, Krediten, der Getreidebeschaffung und mit der Unzufriedenheit der Stimmlosen. Also die Hauptmiskimmung war, daß vielen Großen ihr Vermögen verkauft wurde und sie gaben die Lösung aus, auszuwandern. Dazu kamen noch Briefe von den mennonitischen Gemeinden Amerikas, wo wir schon Verwandte hatten, darin hieß es, daß wir doch kommen sollten, um des Teufels Hexenküche zu verlassen. Von den kleineren Bauern ist keinem einzigen sein Vermögen verkauft worden. Weil jedoch viele Großbauern und Prediger auch Verwandte unter den Mittel- und Kleinbauern hatten, ist auch so mancher Mittel- und Kleinbauer mitgerissen worden, worunter auch ich bin.

## Der Aufbruch nach Moskau

Und so kam es, daß sich im Oktober, eiliche auch schon im September, darunter auch Verwandte von mir, fertig machten, die Häuser sehr billig verkaufen, zum Teil auch stehen ließen und sich auf den Weg nach Moskau begaben. Ich mit meiner Familie war jedoch noch lange nicht der Meinung, auch auszuwandern. Wir kauften uns noch ein schönes großes Haus für wenig Geld von einem Kulaken, der weggezogen, der es aus Wut fast verschenkte. Der Wert des Hauses war in Wirklichkeit 2300 Rubel, wir kauften es aber zu 210 Rubel. Wir, meine Frau und Kinder, waren recht froh, so billig ein Haus gekauft zu haben. Unser früheres war nur klein und weil ich das Lager der Kooperative in einer Stube untergebracht hatte, war es bei uns im Hause zu eng geworden. Wir bezogen also das große Haus. Jetzt hatten wir Raum genug und waren froh.

Eines Tages komme ich von der Zentralkooperative mit Waren ins Dorf. Da saß meine Frau und weinte. Sie sagte, daß unser Onkel dieser Nacht auch nach Moskau fahren wolle und dann nach Kanada.

Auch hatten wir einen Brief von meinem Bruder bekommen, der sich schon in Moskau befand. Er schrieb, daß, wenn ich nur etwas Geld habe, solle ich nur getrost auch kommen, denn es würden jetzt bald alle Deutschen rausfahren. Wir gingen dann abends zu unserem Onkel zum Abschied. Er hatte schon eine ganze Woche zur Reise gerüstet (es ist nämlich eine ganze Strecke zu fahren, 5 Tage). Alles geschah in Heimlichkeit, denn von seiten der Regierung wurde gegen die Auswanderung Propaganda gemacht, aber sie war noch nicht verboten.

Der Onkel verabschiedete sich von uns, ließ Haus und Hof stehen und fuhr noch in derselben Nacht los. Ein paar Tage später fuhr der zweite Verwandte auch los, ließ ebenfalls sein Haus unverkauft zurück. Es waren aber beide solche, die kein Stimmrecht hatten. Nun erklärte auch mein Schwiegervater, daß er in den nächsten Tagen losfahren wolle. Auch mein Schwager. Dieses waren aber schon nicht mehr Großbauern, sondern sie hatten sich von den „Onkels“ beeinflussen lassen. In mir fing es nun auch schon an zu drehen. Meine Frau weinte mir immer vor, wir wollen mit dem Vater und der Verwandtschaft losfahren. Da entschloß auch ich mich, mit dem Schwager und dem Schwiegervater zusammen zu fahren. So ginge es aber nicht mir allein, sondern noch vielen anderen mit mir.

Die Regierung sah, daß es so nicht weitergehen könne, denn von der deutschen Regierung war keine Einreiseerlaubnis gegeben und auch noch nicht von der kanadischen Regierung. Auch das glaubten wir nicht. So wurde denn verboten, den Deutschen nach Moskau Fahrkarten zu geben. Und so kam es, daß es, als wir soweit waren zum Ausrücken, keine Billets mehr gab. Wir ließen uns jedoch schon nicht mehr einschüchtern. Denn die Briefe, welche von Moskau kamen, lauteten nur immer: „Kommt nur, kommt, laßt alles stehen und liegen und kommt bloß!“ Das Einzige, was ich von meinen Habseligkeiten verkaufte, waren meine beiden Kühe, wofür ich noch einen guten Preis erhielt. Meine Frau hatte Zwiebackbrot gebaden. Wir nahmen Wurst und Speck aus unserer Vorratskammer (aber vieles ließen wir darin noch liegen, so einen Doppelzentner Weizenmehl und 4 Eimer Schmalz, da wir eben geschlachtet hatten) und packten unsere Kleider zusammen. In der Nacht spannte ich meine zwei Pferde vor den Wagen und fuhr los. Die Hostore ließ ich weit offen und alles im Haus unverschlossen. Mag schon einziehen, wer will, dachte ich mir, und mag er nehmen, was ich daliege. Es war jetzt schon Mitte November. In der Bahnstation verkaufte ich noch meinen Wagen und meine beiden Pferde.

In der Stadt Slawgrod angekommen, brachten mein Schwager und ich unsere Familien ins Quartier. Dann gaben wir unser Gepäck auf. Wie schon gesagt, gab es keine Fahrkarten mehr nach Moskau für die, welche auswandern wollten. Um aber für uns die Fahrkarten zu bekommen, fuhren wir in der entgegengesetzten Richtung 250 Kilometer, um in einer kleinen Station doch vielleicht die so sehnlichst gewünschten Fahrkarten zu bekommen. Aber auch dort erklärte uns die G.P.L.,\* daß für Auswanderungslustige keine Fahrkarten nach Moskau verabsolgt würden. Wir waren also gezwungen, nicht bis Moskau, sondern nach irgendeiner Station Fahrkarten zu lösen. Bis zur großen Station Tatarskaja, 300 Kilometer von unserer Kreisstadt, waren wir also doch gekommen. Weiter waren aber unsere Fahr-

\* G.P.L. = Staatliche politische Verwaltung.

arten nicht, auch mußten wir hier umsteigen. Es war nachts und regnete und schneite, wir konnten also mit den kleinen Kindern nicht auf dem Bahnhof bleiben. Wir fuhren sie denn alle in eine Gusswirtschaft. Wir Männer wollten beim Gepäck am Bahnhof liegen und auch wieder sehen, wie wir auf irgendeine Art die Fahrkarten bekommen könnten. Um Mitternacht wurden mit einem Male alle Männer der Auswanderer von der GPU geholt und aufgefordert, ihre Unterschrift zu geben, daß sie wieder zurückfahren würden. Mein Schwager und ich machten uns jedoch betzeiten aus dem Staube. Weil wir aber auch in Tatarstaja keine Fahrkarten bekamen, mieteten wir uns Fuhrwerke und fuhren per Wagen 30 Kilometer bis zur nächsten Station. Dort erhielten wir dann die Billetts nach Moskau.

In Moskau angekommen, wurden wir aber dennoch gleich von der GPU empfangen. Wir wurden zum Vorsteher einer GPU-Wache gebracht, der erklärte uns sehr bestimmt, aber gar nicht unhöflich, daß uns Amerika nicht aufnehmen wolle und Deutschland ebenfalls nicht. Es lägen jetzt aber schon viele tausend deutsche Bauern vor Moskau und es sei keine Möglichkeit für die Regierung, sie unterzubringen, so daß Gefahren für Krankheiten bestünden. Die Regierung würde uns also unentgeltlich in unsere Heimat zurückbringen, was wir selbstverständlich ja doch nicht wollten. So wurden wir denn unter Aufsicht der GPU in Transportzüge verladen, bekamen Brennmaterial und auch Licht hinein. Mein Schwager erklärte einem GPU-Mann, daß mein Schwiegervater das harte Essen überdrüssig sei, worauf er denn auch frisches Brot erhielt. Auf Anregung von Seiten unserer Frauen baten wir nun um die Erlaubnis, zu unseren Verwandten gehen zu dürfen, die schon längere Zeit vor Moskau lagerten. Das wurde erlaubt, aber es wurde gesagt, daß wir zum Abend pünktlich zurück sein sollten wegen des Rücktransportes. Unsere Verwandten rieten uns aber, als wir zu ihnen kamen, nicht zurück zur Familie zu fahren, denn ohne uns Männer würde man die Frauen schon nicht zurückfahren. Wir nächtigten bei den Verwandten. Als wir am Morgen zum Bahnhof zurückkamen, waren unsere Familien schon weg.

Was jetzt tun? Wir waren wütend, nahmen uns ein Auto und fuhren zur deutschen Botschaft, um unsere Not zu klagen. Dort riet man uns, nicht zurückzufahren, denn unsere Familie würde sicher gar nicht zurücktransportiert sein, sondern nur zum Schein auf einen anderen Bahnhof geschafft worden sein. Und unsere Familien lämen bestimmt rasch nach, wenn wir nur erst in Deutschland seien. Der Professor Ahlgraben redete immer wieder auf uns ein, nur auf keinen Fall zurückzufahren, wie das unsere Regierung verlangte. Wir blieben also da. Weil aber immer mehr zurücktransportiert wurden, gingen wir wiederholt zur Botschaft. Da wurde ich eines Tages auf der Straße von der GPU arretiert, mein Schwager aber entkam unbemerkt. Ich wurde in das Gefängnis Butlerka gebracht, wo ich 2½ Tage gehalten wurde. Dann wurde ich ins Verhör genommen. Der Genosse Richter erklärte mir, daß, wenn ich würde auswandern, ich es bereuen würde (was nachher auch gewesen ist). Ich versprach ihm also, zurückzufahren und gab auch darauf meine Unterschrift. Danach wurde ich wieder entlassen. Als ich bei meinen Verwandten wieder eintraf (mein Schwager war in dieser Zeit nach Hause gefahren), hieß es, daß es jetzt Wasse

gäbe. Auf Anregung meines Onkels fuhr ich dann wieder zur Botenschaft und frag, was ich machen solle. Der Professor aber sagte mir nur, um Gottes willen nicht zurückzufahren, bloß nach Deutschland! So entschloß ich mich denn auch, einen Paß zu nehmen.

## **Fahrt nach Deutschland**

So fuhren wir denn am 7. Dezember 1928 von Moskau weg. In der Grenzstation Sjebeßch wurde das Gepäc untersucht, es wurde uns nichts weggenommen, wie es nachher in Deutschland so oft erzählt wurde, man ließ bloß nicht soviel unnötige Wertfachen über die Grenze, z. B. wenn jemand zwei goldene Taschenuhren bei sich hatte oder zwei goldene Ringe an den Händen, wurde dem Betreffenden eines weggenommen, er gab dann die Adresse zu seinen Verwandten an, wohin es dann zurückgeschickt wurde. Geld ebenso, da ja ein Verbot der Ausfuhr von Rubeln bestand. Daß es tatsächlich zurückgeschickt wurde, beweisen die Briefe, welche von den Angehörigen nachher kamen. Aber doch ist noch manches mit herübergeschleppt worden. Eine Witwe aus der Krim brachte einen Topf mit Honig mit. In der Tat war aber nur von oben Honig und unten waren alte Goldstücke, noch von des Zaren Zeiten.

In Riga angekommen, wurde gleich am Bahnhof unterm Himmel feierlich Gottesdienst abgehalten. Auch wurden viele Bibeln von der Mennonitengemeinde verteilt. Dann ging es los nach Deutschland. Auf der Grenzstation Egdikuhnen wurden wir von der Reise gebadet und blieben bis zum Abend, dann ging es los nach dem Lager **Sammerstein**.

## **Im Lager Sammerstein**

In Sammerstein kam ich die erste Zeit aus dem Staunen gar nicht heraus, denn es wurden von unseren sogenannten „Flüchtlingen“ die allererdenklichsten Märchen von Rußland erzählt. Einem jeden hatten die Bolschewisten das Vermögen abgenommen. Diejenigen, die es verstanden, die schlechtesten Dinge über Rußland hervorzubringen, waren sozusagen die Geehrtesten. Anfänglich dachte ich so: „Na, die Deutschländer werden das doch nicht alles glauben?“ Aber nachher wurden diese Aussagen in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht, hauptsächlich in mennonitischen Blättern. Ich kenne persönlich Leute, denen man in Rußland absolut gar nichts getan hatte, im Gegenteil hatten sie verschiedene Kredite von Genossenschaft und Staat benutzt. Einer ist sogar 600 Rubel an die Regierung für Maschinen, die er nachher für Bargeld verkaufte, schuldig geblieben. Als er auch einmal so über die Regierung schimpfte, hielt ich ihm dieses vor. Die Folge davon war, daß ich gewarnt wurde, meine Zunge etwas im Zaume zu halten, denn dieses hier sei nicht Rußland. Als dann nachher die Liebesgaben verteilt wurden, bekamen die Prediger die besten Anzüge. Es meldeten sich denn auch allerhand solcher Sorte. Unter anderem auch ein junger Mann in meinem Alter. Vorher hatte er mir aber schon tagelang erzählt, wie er gegen die rote Armee gekämpft habe und manch einen Rotarmisten mit dem Maschinengewehr niedergemeßelt habe, obzwar

er auch ein Mennonit ist und laut seines Glaubens das Gewehr nicht nehmen darf. Als ich dies zu ihm sagte, meinte er: „Ach, so genau kommt es nicht darauf an, das waren ja direkt Räuber.“

Er bekam natürlich auch für seine „Tapferkeit“ einen guten Anzug. Solche und ähnliche Dinge könnte ich noch viele anführen. Ich will aber nur noch einen Fall erwähnen von einem Prediger, der auch großes Ansehen im Lager hatte. Ihm wurde auch in Russland wegen Nichterfüllung seiner Norm sein Vermögen verkauft. Er ließ sich alles verkaufen und beteuerte unter Tränen, daß er keinen Weizen mehr habe. Nachher fand man bei diesem Prediger noch 130 Pud Weizen. Er war jedoch schon aus Angst nach Moskau geflohen, ohne vorher den Weizen verkauft zu haben. Solche und ähnliche Leute wurden im Lager und auch von den Zeitungsleuten hoch geschätzt. Mir gingen mit Staunen die Augen auf und ich bereute, daß ich so dumm gewesen bin und mitfuhr. Und dies um so mehr, weil wir sehr bald merkten, daß wir gar nicht so leicht aus dem Lager wegtommen würden. Kanada schickte seine Abgabe und auch in Deutschland sollten wir keine Höfe bekommen, wie wir das auf Grund der Versprechungen vielfach erwartet hatten. Da saßen wir also jetzt und wußten nicht wohin.

## **Auf Urlaub beim Bauern in Ostpreußen**

Das Lagerleben ist eintönig und langweilig, was ich besonders empfand, weil ich ohne Familie da war. Meine Frau schrieb mir, sie wäre zu Verwandten gezogen. Als sie nun mit dem Geld zu Ende war, riet ich ihr, sie solle unser Haus verkaufen an die Kooperative und von dem Geld leben, was sie auch tat. Sie wollte mir nachreisen, ich aber schrieb ihr schon, daß sie sich von diesen Plänen abtun solle, denn hier würde sie nichts Gutes erwarten. Schließlich schrieb ich ihr, sie solle in eine Kollektivwirtschaft eintreten, da sie ja doch selbständig keine Wirtschaft führen könne und dann dort ihr Brot habe.

Weil mir die Zeit lang wurde, schrieb ich an einen mennonitischen Bauern in Ostpreußen. Der lud mich dann ein, zu ihm auf Besuch zu kommen. Gleichzeitig schickte er auch das Reisegeld dazu. Ich bat den Direktor des Lagers um die Erlaubnis und bekam auch 10 Tage Urlaub. Froh war ich, daß ich wieder einmal auf das Land hinaus konnte. Die Leute nahmen mich auch sehr herzlich auf, und so lernte ich ein klein wenig die Zustände auf dem Lande kennen. Wenn ich es früher nicht glaubte, wenn uns gesagt wurde, daß der Kleinbauer in den kapitalistischen Ländern schlechter lebt wie bei uns, so habe ich es jetzt aber mit eigenen Augen gesehen. Ich bin auch zu der Ansicht gekommen, daß es der Mittelbauer in der Sowjetunion viel leichter hat wie ein Mittelbauer hier in Deutschland. Der Bauer, bei dem ich zu Besuch war, hat nämlich etwa 100 Morgen Land und ist 35 000 Mark darauf schuldig! Als ich ihn fragte, wie und wann er selbige mal würde bezahlen können, meinte er: „Das weiß der liebe Gott.“ Was mir noch besonders auffiel, war die viele Arbeit, die der Bauer mit seinen Feldern hatte. Da muß der Boden so sehr gedüngt werden, während man bei uns den Boden nicht zu düngen braucht und dabel eine große Arbeit spart. Ueberhaupt war ich erstaunt,

als ich so hörte, wieviel Arbeit so der Bauer hat und daß das Geld für Schulzinsen und Steuern aufgeht und für ihn selbst fast nichts bleibt. Jedemfalls stand ich mich mit meiner Wirtschaft in Sibirien schon viel besser, als dieser Bauer in Ostpreußen.

Eines gefiel mir besonders schlecht an ihm. Er hatte einen Tagelöhner auf dem Hof. Dem gab man sein Essen in der Küche. Am Sonnabend, als er ausgezahlt werden sollte, gab er ihm nicht den vollen Lohn. Der alte Vater des Bauern sagte darauf: „Na, Arthur, gib ihm doch schon sein Geld, die Frau hungert ja schon zu Hause.“ „Nein“, sagte der Tagelöhner, „heut ist meine Frau auf Arbeit, heut hungert sie schon nicht mehr.“ Zu bedauern ist wohl der Tagelöhner mit samt dem Bauer, denn der Bauer arbeitet selbst von früh bis spät und wird seine Schulden nicht los — also er wird direkt von dem Kapitalisten ausgebeutet, und der Tagelöhner wird wieder von seinem Arbeitgeber ausgebeutet. So ein elendes Leben habe ich noch nicht gesehen und so etwas bin ich nicht gewohnt.

## **Hammersteiner Arbeiter helfen mir**

Im Lager eingetroffen, ging das eintönige Leben wieder los. Im Februarmonat hatte ich den Lagerkommandanten schon einmal gefragt, ob ich nicht wieder zurück in meine Heimat dürfe. Aber der hatte es mir abgelehnt. Von meiner Frau bekam ich oft Nachricht. Sie war in die Kollektivwirtschaft eingetreten und so brauchte sie sich nun nicht mehr um das tägliche Brot Sorge zu machen. Aber sie schrieb mir auch noch, daß sich das Auswandererfieber bei vielen Kolonisten noch nicht gelegt hat. Aus dem Lager kamen immer noch Briefe, sie sollten doch auswandern, die deutsche Regierung warte nur darauf, die deutschen Brüder zu empfangen. Solche Briefe schrieben manche Großbauern und Prediger nach den deutschen Dörfern in Sibirien, um der Sowjetregierung neue Schwierigkeiten zu machen. Aber sie verschwiegen es, davon zu schreiben, wie unser Lagerleben war, und auch, was wir für Briefe bekamen von denen, die schon nach Amerika gemacht hatten.

Einmal kam ein anderer Mittelbauer aus dem Lager von dem kurzen Spaziergang, den wir außerhalb des Lagers machen durften, zurück und erzählte, daß er einen Arbeiter an der Ziegelei getroffen hat. Dieser hatte ihn nach Rußland gefragt und dann gemeint, jetzt gehe es denen drüben noch ziemlich schwer, aber das würde in ein paar Jahren schon besser werden. Ich dachte gleich, das muß wohl ein Kommunist sein, der nicht alle Lügen glaubt, welche in den Zeitungen über Rußland stehen. Der Arbeiter hatte meinen Kollegen eingeladen zum Sonntag zum Kaffee. Ich ging mit hin und da sagten sie mir, daß sie mir helfen wollten, daß mein Wunsch in Erfüllung gehe, wieder zurückzufahren. Ich hatte im Mai schon an mein Rayonvollzugskomitee geschrieben, ob ich wieder zurück dürfe, und von dort zusagende Antwort bekommen.

Über diese Antwort hat der Lagerkommandant mir zuerst nicht gegeben und mich sehr beschimpft, weil ich zurück wollte. Das sei undankbar gegen die deutsche Regierung und ich dürfe nicht zurück. Doch haben im Lager gar manche Familien gesagt, wenn sie nur auch eine solche Antwort bekämen, dann

würden Sie sofort zurückfahren. Die lieben Genossen in Hammerstein aber haben sich um meinen Wunsch sehr angenommen, ich schrieb an den Kommissar für die Flüchtlinge, Herrn Stücklen, und er hat mir erlaubt, wie er in das Lager kam, daß ich zurückfahre und auch, daß ich das Lager verlasse und zu den Hammersteiner Arbeitern ziehe, was der Major mir verboten hatte. Aber ich mußte unterschreiben, daß ich gar keine Forderungen mehr an die deutsche Behörde stellen würde. Das habe ich nur gelohnt, weil die Hammersteiner Arbeiter mich bei sich aufgenommen haben, und ich bin da auch gegenwärtig gerade so wie zu Hause, trotzdem der Genosse nur wenig Geld in der Woche verdient. Ich habe auch hier kennengelernt, wie der Arbeiter von dem Dickkopf ausgebeutet wird, während man in Rußland auf vielen Stellen schon zum siebenstündigen Arbeitstag und zur viertägigen Arbeitswoche übergegangen ist.

Im September schrieb ich dann noch einmal an mein Rayonvollzugskomitee, um einen Beglaubigungsschein zu haben über meinen Heimatort, denn ich war ja weggegangen ohne jeden Ausweis und über die Grenze, weil die Großbauern und Prediger das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatten, wie gut es in den kapitalistischen Ländern sei. Jetzt schrieb mir der Vorsitzende des deutschen Rayonvollzugskomitees den folgenden Brief:

An den Bürger Heinrich Cornelius Giesbrecht.

Ihren Brief mit der Bitte, Ihnen einen Beglaubigungsschein auszustellen, um von Deutschland zurück nach Ihrem früheren Wohnort, Dorf Alexandrowka, Deutscher Rayon, zu reisen, hat das Deutsche Rayonvollzugskomitee erhalten, laut welchem wir beiliegend den verlangten Beglaubigungsschein schicken.

Gleichzeitig setzt das NWA. Sie in Kenntnis, daß Ihre Familie, Frau und Kinder, in der Kollektivwirtschaft „Margies“ stehen. Selbige ihrerseits bitten, Ihnen Hilfe zu erweisen zur Rückkehr in die Heimat nach der Sowjetunion zur Familie und zur nützlichen Arbeit.

Das Gesuch von Ihnen und Ihrer Familie ist vom Deutschen Rayonvollzugskomitee in Betracht genommen und sind unsererseits keine Einwendungen gegen Ihre Rückkehr, sondern im Gegenteil, wir ziehen in Betracht, daß bei Ihnen keine Mittel zur Fahrt vorhanden sind und wenden uns deshalb gleichzeitig mit der Abtendung dieses Briefes an die höheren Sowjetorgane mit der Bitte, Ihnen Hilfe zur unentgeltlichen Rückfahrt bis zu Ihrem Wohnort, Dorf Alexandrowka, Deutscher Rayon, Slawgoroder Bezirk, zu gewähren.

Um die Erlaubnis zur Rückreise nach der Sowjetunion zu erhalten, müssen Sie sich mit einem Gesuch, mit Beilage des Ihnen zugesandten Beglaubigungsscheins, an die Vertretung der Sowjetunion dort am Platz wenden, welche die Erlaubnis zur Ausreise über die Grenze besorgt und die Einreiseerlaubnis gibt.

Halbstadt, den 27. September 1930.

Vorsitzender des Deutschen  
Rayonvollzugskomitees:  
Klimeck



Und dann schickte er mir noch den Beglaubigungsschein, den ich hier auch mitteile. (Siehe 2. Umschlagseite!)

Alle Genossen wunderten sich sehr, daß die Sowjetbehörde mir einen solchen Brief schrieb. Solches würden in Deutschland die Arbeiter und Bauern von ihrer Behörde nie erleben.

Die Hammersteiner Genossen machten mich dann auch mit Berliner Genossen bekannt. Diese schickten mir das Reisegeld und ich war einige Tage bei ihnen in Berlin. Was ich hier sah, hat mir gezeigt, wie richtig unsere Zeitungen in der Sowjetunion immer die kapitalistischen Länder darstellen. Denn hier war ein Luxus in den Schaufenstern und auf den Straßen und tausende Automobile, die in privaten Händen waren, und ein großer Reichtum. Aber daneben sehr viel Elend unter den Arbeitern und dem Mittelstand und den Dienenden\*. Und auf den Straßen waren viele Bettler, auch sah ich einige Demonstrationen, wo ich viele Arbeiter sah und erkennen konnte, welches Elend neben all dem Reichtum herrscht.

## **Zurück nach der Sowjetunion!**

Jetzt bin ich froh, daß ich wieder zurück darf. Die Genossen haben mich gastfreundlich aufgenommen und mir nicht nachgetragten, daß ich ausgewandert bin. Also wenn ich zurückgekehrt bin, was ich machen will, ist das: Ich werde erst suchen, soweit ich kann, gutzumachen, was ich am Arbeiter- und Bauernstaat verschuldet habe, ich werde den Arbeitern und Bauern in der Sowjetunion erzählen, in was für Verhältnissen Arbeiter und Bauern in Deutschland leben und werde mithelfen am Aufbau des sozialistischen Dorfes. Jetzt bin ich froh, daß die Sowjetregierung meine Familie damals von Moskau zurückgeschickt hat, denn ich habe den Vorzug, daß ich jetzt wieder zurück darf. Denn viele kleine und mittlere Bauern, die sich von den Kulaken haben blindlings mitreißen lassen, würden gern wieder zurückkehren nach der Sowjetunion.

Zum Schluß rufe ich allen werttätigen Bauern und Arbeitern zu:  
Kämpft gegen eure Feinde, die Kapitalisten!

Kämpft gegen eure Unterdrücker, die euch ausbeuten!

Schließt euch zusammen unter der Führung der Kommunistischen Partei, die als einzige die Interessen des arbeitenden Volkes vertritt, was ich jetzt durch die bitteren Erfahrungen in dem vielgepriesenen Deutschland erkannt habe. Und allen Genossen, die mich so freundlich aufnahmen, danke ich herzlich.

---

\* Dienende = (russischer Ausdruck Шр) Angestellte und kleine Beamte.

# In Deutschland: Lohnabbau und Masseneelend In Sowjet-Rußland: Aufbau des Sozialismus

**Jeder liest und verbreitet unsere Fünfjahrplan-Broschüren!**

## **„Was ist der Fünfjahrplan?“**

In dieser Broschüre ist in lebendigen Bildern der gigantische Kampf des siegreichen russischen Proletariats um die Verwirklichung des Sozialismus beschrieben. Die ersten Erfolge sind schon sichtbar: Eine mächtige Industrie wird aufgebaut. Großzügige soziale Einrichtungen werden geschaffen, der Siebenstundentag und die Fünftagewoche durchgeführt. . . . . 16 Seiten

## **„Die befreite Frau in der Sowjetunion und der Fünfjahrplan“**

Die Arbeit der Frauen im Rahmen des Fünfjahresplanes trägt mit zur Hebung des Lebensniveaus der Arbeiterklasse bei. Kinderheime, Kindergärten werden errichtet, ein muttergültiger Mutter- und Säuglingsschutz wird eingeführt. Diese Broschüre wurde von einer russischen Arbeiterin geschrieben und ist ein Dokument des Sieges der russischen Arbeiterklasse. . . . . 16 Seiten

## **„Der Arbeiter in der Sowjetunion und der Fünfjahrplan“**

Diese Broschüre behandelt die wichtigste Grundlage des sozialistischen Aufbaus: Die Teilnahme der Arbeitermassen an diesem großen Werk. Diese Teilnahme ist nur in einer Wirtschaft möglich in welcher das Wohlergehen des Arbeiters an erster Stelle steht. Ein Viertel der Industriearbeiter hat bereits den Siebenstundentag. Die Löhne haben 131 Prozent der Vorkriegeshöhe erreicht. . . . . 16 Seiten

## **Putz: „Der Bauer mit dem Traktor“**

### **Kollektiv-Wirtschaften und Staatsgüter in der Sowjetunion**

Der Sozialismus läßt sich nur verwirklichen, wenn parallel mit der Entwicklung der sozialistischen Industrie die Entwicklung einer sozialistischen Landwirtschaft vor sich geht. Diese Broschüre gibt ein klares Bild über diese Entwicklung und neue Epoche deren Symbol der Bauer mit dem Traktor ist. . . . . 16 Seiten

## **„Turksib“, 1442 km für den Fünfjahrplan**

„Turksib“ ist ein Meilenstein der Verwirklichung des gewaltigen Fünfjahresplanes, ein Meilenstein auf dem Siegesweg des Sozialismus, ein glänzendes Beispiel dafür, was der Mensch zu leisten imstande ist wenn er sich von den Fesseln der kapitalistischen Wirtschaft befreit. . . . . 16 Seiten

## **Der Fünfjahrplan und seine Feinde**

Der Aufbau des Sozialismus in Sowjetrußland erfüllt die internationale Bourgeoisie mit Schrecken. Nachdem die Verleumdungen ihrer Presse und die Sabotage-Akte ihrer Agenten ergebnislos blieben rüsten sie nun zur Intervention. Aber das internationale Proletariat und die Rote Armee werden das Land des Sozialismus auch vor Interventionen schützen. . . . . 16 Seiten

**Jede Broschüre nur 10 Pfennig!**

# **Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin**

R. S. F. S. R.

DEUTSCHES RAYON

Vollzugskomitee

d. Räte d. Arbeiter,  
Bauern u. Soldaten Abg.  
Slawgorod. Kreis, Sibirien

Р. С. Ф. С. Р.

НЕМЕЦКИЙ

РАЙОННЫЙ

Исполнительный Комитет

Сельского Района, К. К. в Край. Дев.

СЛАВГОРОДСКОГО ОКРУГА

Сибирского края

Опись  
24/IX 1930.  
№ 538-4.

Имя

Beglaubigungsschein.

Mit diesem Beglaubigungsschein, der dem Buerger....Heinrich Kornelius Giesbrecht gegeben wird, bescheinigt das Rayonvollzugskomitee, dass der Heimatsort, woher der Buerger stammt, das Dorf A l e x a n d r o w k a, Deutscher Rayon, West-Sibirischer Gau ist, von wo der Buerger Giesbrecht im Herbst 1929 freiwillig ueber die Grenze emigrierte.

Der Buerger Giesbrecht hatte in Alexandrowka eine Mittelbauernwirtschaft. Das Wahlrecht war ihm nicht entzogen. Unter Gericht und in Untersuchung ist er nicht gewesen.

Die Familie des Buergers Giesbrecht steht als Mitglied im landwirtschaftlichen Artell "Margies". Sie wuenscht nicht vom Ort wegzufahren.

Gegen die Rueckkehr des Buergers Giesbrecht nach seinem Heimatsort hat das Deutsche Rayonvollzugskomitee nichts einzuwenden.

Vorsitzender des Deutschen Rayonvollzugskomitees



Leiter der

Kanzlei: Loewen